Nr. 319. XXXIII. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Sonnabend, 25. Juni 1904.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Gegen die Wanderbettelei.

Der Schriftsteller Hans Ostwald, der unseren Lesern durch seine wiederholten Beiträge für unser Blatt bekannt ist, hat sich dadurch, daß er sich vor einigen Jahren nach der Art der Handwerksburschen auf die Wanderschaft begab, eine intime Kenntnis der Wanderbettelei zu verschaffen verstanden. In einer im vorigen Jahre veröffentlichten Arbeit „Die Bekämpfung der Landstreicherei" hat er bereits eine wertvolle Monographie zu dieser Frage geliefert. In diesen Tagen ist nun auch in der verdienstlichen, von Professor Sombart in Breslau angeregten Schriftensammlung „Sozialer Fortschritt" ein weiterer Beitrag von Ostwald im Verlage von Felix Dietrich, Leipzig, unter dem Titel „Unsere armen Wandernden — und wie sie unterstützt werden. Auch ein Beitrag zur Arbeitslosenfrage" erschienen.

Unter den gegen die Bekämpfung der Wanderbettelei geschaffenen Einrichtungen kommen nach Ostwald namentlich die folgenden in Betracht. Zunächst die Verpflegungsstationen, wie sie in der Provinz Westfalen ausgebaut worden sind, die sich bereit erklärt hat, ein Drittel der Kosten dafür zu tragen. Dort vollzieht sich die Umwandlung des alten Systems der zerstreuten und schlechten Stationen in ein Konzentrationssystem von wenigen guten, besser ausgestatteten Stationen. Notwendig wäre nur, daß die Kontrolle nicht nur behördlichen und Fürsorgeorganen übertragen wird, sondern daß auch die Arbeiterschaft an der Verwaltung beteiligt wäre, um auch in Arbeiterkreisen Verständnis für das Stationswesen zu schaffen.

Aehnliches müßte mit den vom Pastor v. Bodelschwingh begründeten Arbeiterkolonien geschehen, deren es jetzt in Deutschland mehr als dreißig gibt. Diese Kolonien leisten manches Gute: viele Wanderer finden in ihnen eine letzte Zufluchtsstätte und von da aus auch wieder Arbeit und Freiheit. Aber auch diese Organisation bedarf einer gründlichen Verbesserung. Im besonderen müßte sie ihr Menschenmaterial mehr klassifizieren; bisher sind Trinker neben Nüchternen, Spitzbuben neben rechtschaffenen Handwerksburschen untergebracht. Auch sollten Aerzte an Stelle der Pastoren die Heilung Arbeitsunfähiger übernehmen.

Als das Wirksamste ist aber auch auf diesem Gebiete die Selbsthilfe anzusehen. Besonders Erfreuliches leistet hier der Verband der Buchdrucker, der, wie Ostwald anführt, bis Ende 1900 an Reiseunterstützung 2,415,678 Mark und seit dieser Zeit nach unserer Kenntnis weitere erhebliche Beträge, in 1903: 242,857 Mark, gezahlt hat. Aber auch fast alle Gewerkschaften gewähren ihren wandernden Mitgliedern Reisemittel; neben den relativ großen Leistungen der „centralisierten" Gewerkschaften sind da noch die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine zu nennen.

Auch die Einrichtung einer allgemeinen Arbeitslosenversicherung wäre als Maßnahme gegen die Wanderbettelei in Betracht zu ziehen. Die Hauptsache aber wäre, daß die Abhilfe nicht in der einseitigen Ausführung einer einseitigen Idee, sondern im Zusammenschluß aller Ideen, Kräfte und Bestrebungen gesucht würde.

Ostwald verspricht sich von einem solchem Vorgehen nicht nur eine Abstellung der Wanderbettelei, sondern er erhofft sogar eine so ausreichende Fürsorge für die Wanderer, daß das Wandern für unser Volk wieder ein Born der Erfrischung werde.

Auf dem Wege sozialpolitischer Fürsorge für die Wanderer dieses Ziel erreichen zu wollen, erscheint uns indes als eine Ueberanspannung der berechtigten Ansprüche. Ostwald, der freiwillig unter die wandernden Handwerksburschen ging, hat neben den Schwierigkeiten dieses Wanderns offenbar doch zugleich auch seine Reize in dem Maße genießen können, daß er es in stärkerem Maße ausgedehnt zu sehen wünscht, als dies unseren Verhältnissen im allgemeinen noch entspricht. Heute ist Zeit dermaßen Geld, daß auch der Handwerksbursche seiner Wanderlust Einhalt tun muß. Auch sind in unseren Tagen selbst die bescheidensten Lebensansprüche auf ein soviel höheres Niveau als früher gestiegen, daß die Fürsorge für die Wanderer sich eine kaum erfüllbare Aufgabe stellte, wenn sie bis zur Erweckung der Wanderlust gesteigert werden sollte. Man wird vielmehr schon damit zufrieden sein dürfen, wenn Not und Elend der Wanderer in einem unseren fortgeschrittenen Vorstellungen von Menschenliebe entsprechenden Grade abgestellt werden. Eine noch um vieles wichtigere Aufgabe aber besteht darin, nach Möglichkeit für eine solche Stetigkeit der Beschäftigung im Lande Sorge zu tragen, damit die Bevölkerung nicht erst zum Wandern aus Arbeitsnot getrieben wird. In dieser Hinsicht bleibt viel bei uns zu wünschen, vieles zu erfüllen.

• Wie nach den bündigen Erklärungen des **Staatssekretärs im Reichsschatzamte** in der entscheidenden Sitzung des Reichstages nicht gut anders erwartet werden konnte, hat der **Bundesrat** in seiner letzten Sitzung den Beschlüssen des Reichstages zu dem Entwurfe eines Gesetzes wegen Abänderung des Münzgesetzes nicht zugestimmt. Die Freude der Doppelwährmänner unter der glorreichen Führung des Silberapostels Dr. Arendt war nur von kurzer Dauer. Der Einbruchsversuch in unsere Münzordnung ist somit abgeschlagen. Dagegen hat in derselben Sitzung der Bundesrat den vom Reichstage angenommenen Gesetzentwürfen betreffend die Aenderung einiger Bestimmungen über das Reichsschuldbuch und über die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungshaft zugestimmt. Endlich wurde auch der Ausschußbericht über die Reichstagsresolution betreffend die Lohnbeschäftigung von Kindern im Haushalt und in der Landwirtschaft genehmigt.

• Die unerfreuliche Behandlung, der das **Schulwesen in Preußen** gegenwärtig ausgesetzt ist, erfährt eine neue Illustration durch eine Mitteilung, die der K. Z. aus Wesel zugeht.

Die Stadt besitzt seit 1877 eine städtische paritätische höhere Mädchenschule, die einen vollständigen Ausbau in zehn Klassen aufweist, deren Lehrpersonal stets konfessionell gemischt ist. Obwohl eine Stadt wie Wesel nur gerade genug Schülerinnen aufbringt, um eine höhere Mädchenschule lebensfähig zu erhalten, gründete im Jahre 1886 eine Gesellschaft unter dem Namen „Marienschule" eine katholische Privatschule, die sich aber nur vier aufsteigende Klassen gestatten konnte. Die Regierung sah über die schweren pädagogischen Bedenken hinweg, die der Gründung einer kleinen und daher minderwertigen Konkurrenzschule entgegenstanden, und erteilte der neuen Schule die staatliche Genehmigung. Das kostete der städtischen Schule natürlich sofort eine Anzahl ihrer katholischen Schülerinnen, doch blieb ein großer Rest von ihnen der städtischen Schule wegen ihrer größeren Leistungsfähigkeit treu. Um auch diesen Rest zu der katholischen Schule herüberzuziehen, ging nun der Bischof von Münster gegen den katholischen Religionsunterricht in der städtischen Schule vor. Er entzog ihr zuerst den katholischen Religionslehrer. Der Schuldirektor übertrug darauf zwei katholischen Lehrerinnen, welche die missio canonica hatten, den Religionsunterricht. Es dauerte nicht lange, so erklärten die Damen, daß auch ihnen von der Kirche die Erteilung des Religionsunterrichts an der Schule verboten worden sei. Die Folge dieses Vorgehens war selbstverständlich, daß die städtische Schule alle katholischen Schülerinnen bis auf einen kleinen Rest verlor, der nun seinen religiösen Unterricht in einer ziemlich entfernten Volksschule mit den dortigen Elementarschülerinnen zusammen nehmen mußte. In der Bürgerschaft Wesels, soweit sie nicht ultramontan ist, rief dieser Kampf der Geistlichkeit gegen die städtische Schule große Erregung hervor, die sich noch steigerte, als man erfuhr, daß die preußische Staatsregierung die katholische Privatschule, die der städtischen Schule das Wasser abgräbt, auch noch mit einem erheblichen finanziellen Beitrag unterstützt! Seit Anfang dieses Jahres besuchen nun die Kinder eines liberalen Katholiken die städtische Schule. Er weigerte sich, seine Kinder an dem Religionsunterricht in der entfernten Elementarschule teilnehmen zu lassen und richtete kurzweg eine Eingabe an den Kultusminister, in der er für seine Kinder an der städtischen paritätischen Schule, die diese besuchen, katholischen Religionsunterricht verlangte. Man kann nun gespannt sein, was der Kultusminister auf die Eingabe des Vaters erwidern wird.

Während in Wesel die Existenz einer städtischen paritätischen Schule der Losung „Katholisch ist Trumpf" geopfert wird, kommt aus — Lippe die Mitteilung, daß sich dort eine Reform des Volksschulwesens anbahnt, die unter anderem darauf abzielt, die Schule von dem Einfluß der Kirche frei zu machen. Aus Detmold wird uns hierüber geschrieben:

Bedeutsame Reformen auf dem Gebiete des Volksschulwesens hat der lippische Landtag durch eine Reihe von Abänderungsbeschlüssen zu dem von der Staatsregierung vorgelegten Entwurf eines neuen Volksschulgesetzes in die Wege geleitet. Während bisher die Volksschule in Lippe ganz unter dem Einflusse der Kirche gestanden hat, wird nach der nunmehr vom Landtage unter Zustimmung der Regierung beschlossenen Fassung des neuen Gesetzes die Fachaufsicht eingeführt und zu diesem Zwecke ein seminaristisch gebildeter Landesschulinspektor angestellt. Während der Uebergangszeit von der kirchlichen zur weltlichen Schulaufsicht soll dieser Landesschulinspektor dem Konsistorium angehören, in welchem er beratende und beschließende Stimme bei allen Schulangelegenheiten haben wird. Späterhin wird er Mitglied der zu bildenden Oberschulbehörde. Letztere wird von der Regierung repräsentiert, die in der Gesamtheit ihrer Mitglieder oder in einer zu bildenden Abteilung unter oberster Aufsicht des Staatsministeriums das gesamte Volksschulwesen zu leiten und zu beaufsichtigen hat. Die Oberschulbehörde ernennt im Namen des Landesherrn die Lehrer und bestimmt die Gegenstände des Unterrichts sowie die Lehrbücher und Unterrichtsmittel. Für den Religionsunterricht erfolgt die Bestimmung der Lehrbücher und Lehrmittel nach vorgängiger Verständigung mit der kirchlichen Behörde. Neu ist auch die nunmehr beschlossene Anstellung von Lehrerinnen an den Volksschulen, wodurch der herrschende Lehrermangel schneller beseitigt werden soll.

Lippe holt mit diesen Bestimmungen zwar erst nach, was bei uns in Preußen schon lange in Geltung ist. Immerhin kann sich Lippe rühmen, mit seinem Volksschulwesen im Fortschritt begriffen zu sein, während Preußen sich leider in der umgekehrten Richtung bewegt.

Ein Seegefecht bei Port Arthur.

Tokio, 25. Juni. (Meldung des Reuterschen Bureaus.) Wie Admiral Togo berichtet, hat am Donnerstag bei Port Arthur ein Gefecht stattgefunden, in welchem ein Schlachtschiff vom „Peresswjet"-Typus gesunken ist, ein Schlachtschiff vom „Sewastopol"-Typus und ein Kreuzer vom „Diana"-Typus gefechtsunfähig gemacht wurden; die japanischen Schiffe blieben im wesentlichen unbeschädigt.

Es ist unmöglich, sich aus diesen dürftigen Angaben ein Bild zu machen, wie ungefähr nur sich das Gefecht abgespielt hat: ob es eine Linienschiffsschlacht war, oder ob Minen und Torpedos wieder die Hauptrolle gespielt haben. Darauf läßt bis zu einem gewissen Grade die Meldung vom Sinken eines russischen Linienschiffes schließen, denn durch Geschützfeuer ist dies Ergebnis kaum zu erzielen; wenn es wahr ist, daß die japanischen Schiffe „im wesentlichen unbeschädigt" blieben, so ist das ein weiterer Grund für die Wahrscheinlichkeit, daß Admiral Togo seine Linienschiffe dem russischen Feuer nicht ausgesetzt hat. Voraussetzung bleibt allerdings die Annahme einer gewissen Leistungsfähigkeit des russischen Personals, die Annahme, daß im gegenseitigen Geschützkampfe auch die Japaner schweren Schaden hätten erleiden müssen. — Darüber werden vielleicht die nächsten Tage Aufschluß geben.

Der Verlust der Russen ist ein höchst bedeutender, denn sie haben wieder ein Linienschiff völlig verloren; entweder der „Peresswjet" oder sein Schwesterschiff, die schon an jenem Tage, als der „Petropawlowsk" sank, schwer verletzte „Pobjäda", ist gesunken. Die Meldung Togos, „ein Schlachtschiff vom „Peresswjet"-Typ", läßt beinahe

---

Wilhelm Jordan †

Frankfurt a. M. Der Dichter Wilhelm Jordan ist heute Vormittags 9½ Uhr gestorben.

Vor anderthalb Jahren, kurz vor seinem vierundachtzigsten Geburtstag hatte eine Namensverwechselung den alten Recken schon fälschlich zu den Toten gesellt. Damals konnte er mit grimmigem Behagen lesen, was die kecke Jugend überkühn an ihm zu loben und zu tadeln wußte, und sich an den Stäben Ludwig Fuldas erfreuen, der das Ereignis in des Alten Weise dichterisch umschmiedete:

Ein tapferer Sieg, Du Totgesagter,
So köstlich, wie seinen Du je erkämpftest,
Im langen Leben, ist Dir gelungen!
Denn wenigen wird das wohlige Schicksal
Wie Wilhelm Jordan, dem jungen Weißhaupt —
Den eigenen Namen im ernsten Nachruf
Im trüb' umränderten Trauerbericht
Nebst glimpflichen Glossen zu seiner Glorie
Und hurtigem Dank für sein herrliches Dichten
Friedlich tafelnd am Frühstückstische
Mit lustigem Lachen selber zu lesen,
Weil stark sein Sterben er überstand —

Diesmal ist's bitterer Ernst.

Nun hat er's wirklich überstanden, das Sterben und das Leben, und die Dichter, die ihn liebten, mögen die Harfen zu ernsterer Weise stimmen. Ihr Werk ist trüber Art, aber wahrlich nicht schwer. Denn ein Stoff für Dichter ist das Leben und Wesen dieses Mannes, der zu allen Zeiten hochgestimmt war, der Wandlungen viele in sich zur Reife brachte und nun, nachdem er schon lange zornig allem entsagte, was die Jüngeren als Dichtung erkennen, durch seinen Tod noch einmal lebendig vor die Zweifler und Zagen tritt: Seht, so bin ich gewesen! Das hab' ich geschaffen! Ich war ein Kerl! Und Ihr —?

Noch einmal: die Poeten, auch wenn er sie also bedroht, haben es leicht. Mit ihren toten Kollegen sind sie noch immer fertig geworden. Wir armen Zeitungsschreiber aber, die „glimpfliche Glossen" und „hurtigen Dank" in Eile fürs Abendblatt zusammenfügen sollen, wir stehen sinnend am Totenbett des Alten und fürchten uns, das weiße Bahrtuch, das die markigen Glieder birgt, mit schnell verspritzter Tinte zu beflecken.

Wilhelm Jordan läßt sich nicht mit Redensarten begraben. Dieser Mann war mehr als ein Verseschmied und ein Stabreimtischler. Er hat sein Leben und sein Dichten einer Idee verschrieben, dem Gedanken des großen, hochgestimmten Deutschtums, er hat in dem, was man ihm als Irrtum anschrieb, manches Recht behauptet und hat, was er für Recht erkannt, hartnäckig bis zum Irrtum verfochten. Wir liebten ihn, gerade weil er uns in Vielem so nebelhaft fern zu stehen schien, und wir werden vielleicht erst jetzt, nachdem er uns für immer entschwand, erkennen, wie nahe er uns trotz alledem gewesen ist, oder wie nahe wir ihm wieder auf seltsamen Wegen gekommen sind.

Soll man versuchen, den Inhalt eines solchen Lebens in ein paar gedruckte Zeilen zu zwängen? Es geht fast leichter, wenn man die Zeilenreihen durch ein Wort ersetzt und sagt: er war in allem ein Rhapsode. Ein Rhapsode seiner Gedanken, ein Rhapsode seiner Verse, ein Rhapsode, der die begeisterte Menge braucht, um sich selbst zu begeistern, ein Rhapsode, der nicht wie die Dichter von heute im gotischen Kämmerleir, von magischem Licht umträumt, nach Stimmungen seufzt, sondern der das Haupt trotzig in den Nacken wirft und mit starker Stimme die Männer zum Streite ruft. Es war kein Zufall, daß er jahrelang die Welt durchzog, um aus den „Nibelungen", aus seinen Nachdichtungen der homerischen Epen mit Meisterschaft vorzulesen. Er fühlte in sich das tiefe Bedürfnis, das, was er empfand, auch selbst zu verkünden, etwaige Schwächen durch die Macht seiner Persönlichkeit zu stützen, die Wirkung der Kraftstellen durch den Nachdruck der Rede ins Unendliche zu steigern. Möglich, daß für diese Stimmung und Begabung die Abstammung Wilhelm Jordans aus einem Pastorengeschlecht vorgesorgt hatte, die um so kräftiger nach außen hin hervortrat, als im Inneren des Mannes nicht viel Pastorales vorhanden war. Als rechter Ostpreuße mußte er schon in jungen Jahren für sich die Wahl zwischen Mystizismus und Kritizismus treffen. Die Wahl war bei seinem scharfen Verstand, der rasch auf den Kern aller Dinge ging und auch Fragen des Gefühls und religiöser Empfindung stets auf den Vernunftgehalt prüfte, nicht besonders schwer. Er schloß sich wie viele andere ostpreußische Zeitgenossen von Genie den Jung-Hegelianern an und trat, politisch ein überzeugter Liberaler, mit der rücksichtslosen Entschiedenheit seiner Natur für seine Ansichten ein. Zu jener Zeit erschienen die heute schon vergessenen Erstlingsarbeiten „Irdische Phantasien" und „Schaum", von denen wenigstens aus „Schaum" noch manches des Neudruckes wert wäre. Aber bevor er Zeit zu größeren Schöpfungen fand, nahm ihn das Leben zu einem kleinen Wirbeltanz in den Arm. Seit 1844 lebte er in Leipzig, wo es damals muffig und ängstlich zu gleicher Zeit herging. Eine Rede, die er dort hielt, brachte ihn in den Geruch des Atheismus; auch seine politischen Ueberzeugungen waren nicht ganz der Zeit oder vielmehr der Regierung gemäß: genug, nach einigen Prozessen wurde er aus Sachsen verwiesen, ging erst nach Bremen und dann nach Paris, wo die Saat seiner unruhigen Gedanken guten Boden fand. Politisch geschult, das Hirn mit Ideen überfruchtet, kehrte er aus Frankreich zurück. Das Jahr 1848 fand ihn als Redner in den politischen Klubs von Berlin, in denen zum ersten Mal die Macht seiner Persönlichkeit sich die Hörer dienstbar machte. Man schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er auf der Linken kräftig wirken sollte. Aber gerade hier, wo für politisches Aufstreben die Gelegenheit gegeben schien, vollzog